

Prävention schon im Kindergarten

Frühförderung und Betreuung von Kindern mit gewalttätigem oder verwaarlostem Hintergrund vermindern die Gewaltbereitschaft. Von Annegret Czernotta

Aus «Spass» ein «paar Leute wegklatschen». Das war das erklärte Ziel der Küssnacher Jugendlichen, die Ende Juni in München fünf Menschen grundlos verprügelten. Inzwischen hat die Staatsanwaltschaft Anklage erhoben – in zwei Fällen wegen versuchten Mordes. So brutal die Täter vorgingen, die Tat ist längst kein Einzelfall mehr. Kaum eine Woche vergeht ohne ähnliche Fälle. Allein im Oktober und November registrierte die Polizei in Zürich, Locarno, Reinach und Freiburg Fälle exzessiver Jugendgewalt. Zuletzt wurde am Dienstag dieser Woche eine 18-Jährige in Rheineck (SG) Opfer von vier jugendlichen Schlägern.

Die Schweizer Psychoanalytikerin Marianne Leuzinger-Bohleber, Leiterin des Sigmund-Freud-Institutes (SFI) in Frankfurt, beschäftigt sich seit Jahren mit der wachsenden Gewaltbereitschaft von Kindern. Was sie wahrnimmt: «Immer jüngere Kinder sind bereit, ihre Konflikte gewaltsam auszutragen, und nehmen das Risiko in Kauf, andere ernsthaft zu verletzen.» Es werde in solchen Fällen weitergeschlagen, auch wenn das Opfer bereits verletzt und hilflos am Boden liegt – so wie in München. «Die Hemmschwelle ist bedenklich gesunken», sagt Leuzinger.

Soziales Lernen

Weil Gewalt und auffälliges Verhalten immer häufiger bereits im Kindergartenalter beginnt, setzen Mitarbeiter am SFI auf Prävention. Ein Team von Neurologen, Pädagogen, Psychologen und Psychoanalytikern entwarf dazu das «Frankfurter Präventionsprogramm». Frühe Gewaltprävention, soziales Lernen sowie die Förderung der sozialen Integration sind die wichtigsten Projektziele. Gestartet wurde das Programm im Jahr 2004 in 14 Kindertagesstätten (Kita).

Die Vergleichsdaten stammten aus einer gleich grossen Kontrollgruppe. Eingebunden wurden Kinder aus allen sozialen Schichten, auch aus sogenannten Hochrisiko-Familien. Dazu zählen sozial schwache oder verwaarloste Familien, aber zunehmend auch Kinder aus scheinbar normalen Verhältnissen mit Gewalterfahrung.

Im Vordergrund stand die Frage, ob sich durch ein zweijähriges psychoanalytisches und nichtmedikamentöses Präventions- und Interventionsprogramm das auffällige und oftmals gewaltbereite Verhalten der Kinder deutlich senken lässt. Im Rahmen des Programms halten geschulte Projektmitarbeiter engen Kontakt mit den Erzieherinnen. Sie führen zudem Gespräche mit den Eltern und bieten eine individuelle therapeutische Begleitung und Elternberatung in den Kindertagesstätten selbst an.

Auch der fünfjährige Peter gehört zum Kreis der Risikokinder. Immer wieder schlägt und kratzt er andere Kinder. Als sein Vater krankheitsbedingt den Job verliert, eskaliert die Situation – offenbar weil er nun befürchtet, sein Vater könnte überfordert sein und ihn in ein Heim geben, bespuckt Peter eine Kindergärtlerin.

Rund 5 Prozent aller Kinder, insbesondere die Buben, fallen so wie Peter bereits im Kindergartenalter auf. Sie schlagen schwächere Kinder und unterdrücken sie. Ohne Behandlung besteht die Gefahr, dass sie als Jugendliche in die Kriminalität abgleiten.

Einer der Gründe: Unser Gehirn verändert sich fortwährend bis ins hohe Alter – unsoziale und gewalttätige Tendenzen können sich daher immer stärker durch neuronale Prozesse festsetzen. Die sogenannte Plastizität des Gehirns ist eine Eigenschaft, bei der sich Synapsen, Nervenzellen und auch ganze Hirnareale veränderten Umweltbedingungen anpassen.

So setzen sich Fehlentwicklungen im Verhalten und im Gehirn fest. «Deshalb müssen wir Kindern in einem sehr frühen Alter die Möglichkeit der Gewaltprävention anbieten», sagt Leuzinger. Auch die Form der Therapie ist massgeblich: Eine rein kognitive Verhaltenstherapie hat oft nur eine beschränkte Wirkung. «Eine nachhaltige Veränderung in der Seele und im Gehirn geschieht nur durch intensive korrigierende Beziehungserfahrungen, die auch die Gefühle erreicht», sagt die Psychoanalytikerin.

Ritalin nur ein Notbehelf

Eine weitere Entwicklung gibt zu denken: In Deutschland leiden 400 000 Kindergarten- und Grundschul Kinder unter ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung). Sie nehmen Medikamente wie Ritalin ein, ein als geeignet geltendes Medikament. «Die Zahl der Verordnungen ist in zehn Jahren auf das 270-Fache gestiegen», sagt Leuzinger. Obschon in Einzelfällen Ritalin zur raschen De-Eskalierung von Problemen notwendig sein kann, löst es die Probleme der Kinder nicht: Werden die Medikamente abgesetzt, sind die Probleme meist wieder da. Und noch etwas geht unter der Medikation vergessen: «Wenn Kinder täglich die Erfahrung machen, dass sie nur mit Hilfe des Medikaments für ihre Umwelt erträglich sind, kann sich das sehr negativ auf das eigene Selbstbild niederschlagen», sagt Leuzinger.

Der Erfolg spricht für das Frankfurter Präventionsprogramm: Sowohl das aggressive als auch das ängstliche Verhalten der Kinder in der Interventionsgruppe nahm statistisch signifikant ab. Keines der 390 Kinder benötigte Ritalin. Derzeit laufen Folgeprojekte, bei denen sich jedes Jahr zehn Kitas bewerben können.

Für Peter endete das Projekt ebenfalls in einem Happy End. Er besucht die dritte Schulklasse, ist ein aufgeweckter Bub, aber nicht gewalttätig. Er ist ein ganz normales Kind.